

Horst Böttger



Zwischen Fahneneid und Hippokrates

Als forensischer Psychiater im
Haftkrankenhaus des MfS

Autobiografie



Horst Böttger

**Zwischen Fahneneid und
Hippokrates**

**Als forensischer Psychiater im
Haftkrankenhaus des MfS**

Autobiografie

edition berolina

*When you put down the good things you ought to have done,
and leave out the bad ones you did do – well, that's Memoirs.
Wenn Sie die guten Dinge niederschreiben, die Sie hätten tun sollen,
und die schlimmen Dinge weglassen, die sie getan haben – dann sind das
Memoiren.*

• Will Rogers •

Der nachkommenden Generation gewidmet.

Warum ich das Aufschreiben meiner Erinnerungen für notwendig hielt

Einige Jahre nachdem die politische Wende von 1989/90 für viele Ostdeutsche erhebliche Umbrüche in der Lebensweise mit sich gebracht hatte, wuchs in vielen Menschen das Bedürfnis, den Enkeln und Urenkeln mitzuteilen, mit welchen Problemen sie in ihrer Zeit zu kämpfen gehabt hatten, welche Fehler sie machten und welche Empfehlungen sie den nachfolgenden Generationen mitgeben wollen. Ebenso wichtig erschien es ihnen, das eigene Leben zu analysieren und eine Bilanz zu ziehen. Mein Entschluss, mich an dieser Bewegung zu beteiligen, wurde viele Jahre durch meine realen Lebensumstände verhindert. Ich fand jedoch die Zeit, einige Lebensverläufe früherer Berufskollegen zu lesen und ihre Erinnerungen mit meinen eigenen Gedanken zu vergleichen.

Für das Leben von Persönlichkeiten, die bedeutende politische, sportliche, künstlerische und wissenschaftliche Leistungen vollbracht haben, besteht zweifellos ein großes öffentliches Interesse. Die weniger herausragenden Lebensläufe, wie es auch meiner ist, dürfen keine allgemeine Aufmerksamkeit erwarten, da die Erlebnisse ihrer Protagonisten von vielen geteilt wurden und daher weniger Unterhaltungswert haben. Unsere Biografien sind eher hinsichtlich ihrer Fehler von Bedeutung und sollen deren Wiederholung vermeiden helfen. Die Jüngeren möchten vielleicht auch wissen, was die Vorgegangenen für Leute waren, wie sie gelebt haben und wie die Zeit, in der sie lebten, von ihnen beurteilt wird.

Ich selbst bin Zeuge einer besonderen Periode der deutschen Geschichte geworden. Aufgrund des Zeitpunkts meiner Geburt und meines relativ langen Lebens habe ich drei verschiedene politische und ökonomische Organisationsformen der Gesellschaft kennengelernt. Meine Vorschulzeit verlebte ich im Zweiten Weltkrieg, also im Faschismus; den Großteil meiner

Lebenszeit verbrachte ich in der sozialistisch organisierten DDR; die späte Lebensperiode erlebe ich in der bürgerlich demokratischen Bundesrepublik Deutschland. Es war schon deshalb eine turbulente Lebenszeit.

Das Ende des letzten Weltkrieges stellt für mich schon bewusste Erfahrung dar. Damit sind einige Erlebnisse verbunden, die sich die heutige Generation schon nicht mehr in ihrer Tragweite vorstellen kann. Besonders trifft das auf die negativen Lebenserscheinungen zu. Sie werden von den Nachkommen nicht selten bagatellisiert oder sogar völlig anders bewertet. So ist es aus meiner Sicht unverständlich, dass heute wieder nazistisches Gedankengut in größerem Maßstab auflebt oder dass diktatorisch beherrschte Länder anerkannt werden. Auch dem Hass auf einzelne Bevölkerungsgruppen, wie zum Beispiel gegen Juden oder anders aussehende Menschen, offen zum Ausdruck zu bringen, ist wieder möglich. Den Ursachen nachzuspüren, wie so etwas entstehen kann, ist ein weiterer Grund, meine Erinnerungen aufzuschreiben.

Das Leben in der DDR war voller Widersprüche. Deshalb ist ihr Untergang für mich ein folgerichtiges Ergebnis, auch wenn ich persönlich durchaus viele gute Erinnerungen an dieses Land habe. Ich möchte euch in diesem Buch hauptsächlich meine Gedanken über meine Rolle in dieser Gesellschaft mitteilen, denn ich war Teil ihrer widersprüchlichen Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg. Es ist für mich schlimm, dass ich eine lange Zeit der Überzeugung gewesen bin, das Beste für mich und auch für andere Menschen getan zu haben, um dann feststellen zu müssen, dass ich einem Irrtum folgte. Meine Geschichte soll euch anregen, frühzeitig über euer Leben nachzudenken und ähnliche Fehler zu vermeiden.

Den Schwerpunkt meiner Erinnerungen bildet meine Berufstätigkeit. Es war mir ein Bedürfnis, mich damit besonders auseinanderzusetzen. Als einen Hauptfehler meiner Geschichte erachte ich meine Bereitschaft, persönliche Wünsche oft hinter den gesellschaftlichen Erwartungen zurückstehen zu lassen. Das war mit entsprechenden weltanschaulichen Überzeugungen verbunden. Ich glaube, dabei handelt es sich um ein typisches Merkmal meiner Zeit: Man diene erst einmal dem Vaterland.

Danach kamen die weiteren Verpflichtungen.

Ich hielt es für sinnvoll, in meinen Aufzeichnungen dem chronologischen Ablauf meines Lebens zu folgen. Damit werden die geschichtlichen Ereignisse, meine damaligen Überzeugungen und mein Verhalten deutlich. Einige meiner Überzeugungen haben ihre Berechtigung bis in die Gegenwart beibehalten.

Für dieses Buch musste ich allein auf meine Erinnerungen zurückgreifen, denn Dokumente stehen mir nicht zur Verfügung. Auch heute wird mir der Zugang zu den vorhandenen Akten verwehrt. Wesentliche Fehler habe ich aber wohl vermeiden können.

Kapitel 1

Der Zweite Weltkrieg • Erste Erfahrungen mit Zerstörung und Tod • Das Trauma des Krieges

Meine Geburt ereignete sich in einem der letzten Friedensmonate des Jahres 1939. Es war die schönste Zeit des Jahres, denn die Blumen blühten und die Sonne meinte es gut mit den Menschen. Nichts passte schlechter in diese Jahreszeit als die Vorbereitung eines Krieges. Am 1. September begann er dennoch, der Zweite Weltkrieg. Doch bis 1941 fand er weit entfernt von Deutschland statt. Erst als die Niederlagen an der sogenannten Ostfront das Ende der militärischen Kraft des faschistischen Deutschlands anzeigten, begannen die Menschen, den Krieg auch im eigenen Land zu spüren.

Den Faschismus habe ich als kleiner Junge ab 1943 bewusst wahrgenommen. Ich lebte in Leipzig, das mit seinen weniger als fünfhunderttausend Einwohnern als Großstadt angesehen wurde und durchaus von militärischer Bedeutung war. Meine erste Kriegswahrnehmung bestand in der Beobachtung alliierter Bomberverbände und ihres Flugs in Formation am Himmel über Leipzig. Ein für mich wahrhaft faszinierender Anblick. Die psychologische Wirkung solcher Flüge wird bis heute bei Militärparaden ausgenutzt.

Bis 1943 war Leipzig kein militärisches Ziel, es wurden keine Bomben abgeworfen. Erst im Februar 1944 wurde meine Heimatstadt erstmalig schwer getroffen. Der Himmel über der Stadt färbte sich rot von den Flammen. Ich war davon tief beeindruckt. Auch die Häuserreihe gegenüber unseres Wohnhauses wurde komplett zerstört, alle Häuser der Straße schienen zu brennen.



Der kleine Junge auf dem Schuttberg bin ich.

Ich hielt mich während des Bombentreffers auf das Nachbarhaus im Keller auf und wurde vom Luftdruck der Explosion an die Wand geschleudert. Das Licht fiel aus, ich verlor meine Angehörigen aus den Augen. Als ich versuchte, über die Kellertreppe nach draußen zu gelangen, begegnete mir eine nackte Frau, die sich offenbar die brennende Kleidung vom Körper gerissen hatte. Angstvoll kehrte ich um und folgte lieber den anderen Hausbewohnern in das gegenüberliegende Nachbarhaus, zu dem man bereits vorbeugend einen Notausgang gebaut hatte. Auf dem Weg stolperte ich über einen Toten. Die Berührung des leblosen Körpers hat mich lange beschäftigt. Sie löste unangenehme Empfindungen aus, dem toten Körper geht die Elastizität verloren.

Am nächsten Tag wurde das Ausmaß der Zerstörungen sichtbar. Unser unmittelbares Nachbarhaus war teilweise eingestürzt. Ich konnte die Reste besichtigen und dabei bis in einzelne Wohnzimmer schauen. Es war so, als hätten die Bewohner ihre Wohnzimmer gerade erst verlassen. Schräg gegenüber von unserem Haus befand sich eine Brauerei. Auf deren Mitte hatte man ein Turmgebäude errichtet, auf dem ein Geschütz zur Abwehr von Flugzeugen montiert worden war. Dort hatte ich an manchen Sommertagen spielen dürfen, denn sein Bewacher war ein großer Kinderfreund. Turm und Geschütz wurden bei dem Angriff 1944 zerstört.

In den letzten Kriegstagen wurde mein Großvater zum Volkssturm einberufen. Der Volkssturm war ein letztes Aufgebot nicht wirklich kriegstauglicher Männer und sollte das Kriegsende hinauszögern. Glücklicherweise befand sich die deutsche Armee längst in Auflösung, und so kam mein Großvater, ohne kämpfen zu müssen, unverletzt und gesund nach Hause zurück.

Mein Vater habe ich nie kennengelernt und weiß nichts über sein Schicksal. Meine Mutter und er waren offenbar im Konflikt auseinandergeschieden. Die treibende Kraft für die Trennung war aber womöglich mein Großvater gewesen. Er hatte andere Vorstellungen vom Ehepartner seiner Tochter. Bis zu ihrem Tod war meine Mutter nicht bereit, mit mir über meinen Vater zu sprechen. Das blieb für mich unverständlich und hat mich sehr gekränkt.

Noch während des Krieges machte meine Mutter die Bekanntschaft eines neuen Mannes, den ich aber nur einmal während seines Fronturlaubs traf. Ich war vielleicht vier Jahre alt, und er jagte mir in seiner Uniform Angst ein. Er kehrte aus dem Krieg nicht zurück.

Während des Krieges war unser Leben darauf gerichtet, die militärischen Aktionen zu überstehen und das Kriegsende lebend zu erreichen. Als wir einmal versuchten, meine Großmutter väterlicherseits, die unweit von unserem Haus wohnte, zu besuchen, wurden wir auf dem Weg von einem Fliegerangriff überrascht. Die Kugeln aus dem Bordmaschinengewehr flogen nur so um uns herum. Offensichtlich sollten wir getötet werden. Doch zu

unserem Glück richteten die Geschosse an unserm körperlichen Dasein keinen Schaden an. So schnell wie der Flieger aufgetaucht war, verschwand er wieder und suchte sich ein neues Ziel.

Im Mai 1945 war der Krieg dann endlich zu Ende. Das »normale« Leben hätte wieder beginnen können. Doch bis in unser Leben wirkliche Normalität einkehren sollte, zogen noch einige Jahre ins Land.

Kapitel 2

Nach der Kriegskatastrophe • Die Schule in der gesellschaftlichen Wende • Meine schwierige Familie • Das Leben in der frühen DDR • Der 17. Juni 1953 • Berufswunsch Förster

Meine Mutter hatte das Unglück gehabt, mich als uneheliches Kind zur Welt zu bringen. Das stellte in der damaligen Zeit eine persönliche Katastrophe dar. In der Gesellschaft wurde die Schwangerschaft einer unverheirateten Frau oft als Ergebnis eines leichtsinnigen Lebensstils gedeutet. Meist war eine solche Schwangerschaft aber das Ergebnis eines einmaligen Liebesereignisses, das sich heute leicht als durch hormonelle Vorgänge beeinflusst erklären lässt. Der »Leichtsinn« wird durch die hormonellen Umstände begünstigt.

Meine Mutter musste besonders leiden, weil der Großvater, der noch in der Kaiserzeit aufgewachsen war, ihre Schwangerschaft als seine Ehre vermindern erlebte. Aus seiner Sicht hatte er wohl als Erzieher seines Kindes versagt. Er soll in meinen ersten beiden Lebensjahren nicht mit seiner Tochter gesprochen haben.

Unsere Familie – meine Mutter, mein Großvater, meine Großmutter und ich – lebte in einer kleinen, zweieinhalb Zimmer umfassenden Wohnung in der vierten Etage eines Mietshauses im Leipziger Nordosten. Ein Bad gab es nicht. Die Körperhygiene musste in einer etwa fünf Liter Wasser fassenden Schüssel bewältigt werden. Die Ofenheizung erforderte, dass wir das Heizmaterial über die vier Etagen bis nach oben trugen. Durch die Enge in

der Wohnung konnten sich die Erwachsenen kaum aus dem Weg gehen. So entstanden Spannungen und Konflikte.

Am Tage war ich mit meiner Großmutter allein, denn sie war die einzige nicht Erwerbstätige in der Familie. In dieser Zeit ging es mir recht gut. Mit zunehmendem Alter wurde ich jedoch immer öfter zum Mittelpunkt familiärer Streitigkeiten, weil die Großmutter meine kindlichen Bedürfnisse gegen die Strenge meiner Mutter durchzusetzen versuchte. Dabei stieß sie auf erheblichen Widerstand und auch auf das Ruhebedürfnis meines Großvaters, der Konflikte nicht mochte. Ich versuchte deshalb, möglichst viel außerhalb der Wohnung zu sein und Zeit mit meinen Freunden zu verbringen. Das wusste meine Mutter natürlich, und so bestand ihre Lieblingsstrafe für mich in Hausarrest.

Es war mein größtes Glück, dass ich in den unmittelbaren Nachbarhäusern mehrere Freunde hatte, die mir über die gesamte Schulzeit erhalten blieben. Da es kaum Spielzeug gab, waren bei unseren Spielen kreative Ideen gefragt. Die hatten wir zur Genüge. So konnten wir Kinder nach dem Krieg herrlich in den Ruinen unserer Straße herumtoben. Es fand sich dort auch so manches, dass die aufgelöste Armee nicht mehr brauchte. Uns war nicht bewusst, in welche Gefahren wir uns beispielsweise begaben, wenn wir Patronenhülsen mit noch intakten Zündern auf die Straßenbahnschienen legten, um die Explosion zu beobachten, wenn die Straßenbahn darüberfuhr. Beliebt war dieses Spiel bei uns in jedem Fall.

Aus materiellen Gründen war eine Trennung meiner Mutter von ihren Eltern nicht möglich. Das Salär für ihre Bürotätigkeit dürfte nicht umwerfend gewesen sein. Außerdem gab es in der Folge des Krieges zu wenig Wohnraum. Noch schwieriger wurde die Wohnsituation, als wir unmittelbar nach dem Krieg für einige Tage eine »Einquartierung« bekamen. Dieser spezielle Ausdruck der damaligen Zeit bezeichnete kurzzeitige Untermieter. Wir mussten Durchreisende beherbergen, die aus Ostpreußen und aus dem heutigen Polen kamen. Die nicht gewünschten Gäste zogen unter Mitnahme meines wenigen Spielzeugs weiter. Die Enge in der Wohnung war fürchterlich, sorgte aber immerhin dafür, dass der

Aufenthalt der Einquartierten nur wenige Tage dauerte.

1945 kam ich in die Schule, die sich nur zweihundert Meter von unserem Haus entfernt befand. Es handelte sich um einen kolossalen Bau, in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg waren viele solcher Gebäude errichtet worden. Die Lehrer hatten schon in der Nazizeit unterrichtet und wandten auch bei uns noch die Prügelstrafe an. Sie äußerten nun zwar andere weltanschauliche Ansichten, hatten aber ihre alten Erziehungsgewohnheiten und ihre Geisteshaltung beibehalten. Als mich ein Mitschüler einmal gegen das Lehrerpult stieß und dadurch das Bild von Wilhelm Pieck, dem ersten Präsidenten der DDR, zu Boden fiel, traf mich die Strafe. Sie erfolgte mit einem Rohrstock auf die vorgehaltenen Hände. Andere hatten mehr Glück. Sie mussten nur ihren Allerwertesten zur Verfügung stellen. Die Lehrer, die diese Methoden nicht ablegen konnten, wurden jedoch bald abgelöst. Auf sie folgten Neulehrer, zu denen wir ein gutes Verhältnis hatten.

Besonders imponierte uns Kindern der Klassenlehrer Herr Körnig, der im Krieg ein Bein verloren hatte und neben seiner Prothese eine Gehhilfe benötigte. Sie half ihm auch gegen gelegentliche Mängel bei der Disziplin seiner Schüler. Wenn es ihm im Klassenraum zu unruhig wurde, knallte er sie lautstark auf das Pult. Augenblicklich trat Stille ein.

Zu meiner Schulzeit gab es noch Klassenbücher, in welche die Noten der Schüler, aber auch ihre Anwesenheit im Unterricht und natürlich ihre Sünden eingetragen wurden. Einer dieser Einträge erregte unsere Heiterkeit: Der Schüler Thieme hatte wegen Wackelns mit den Ohren im Unterricht einen Eintrag erhalten.

Zu den Höhepunkten des Schuljahres gehörte der Wandertag. Einmal unternahmen wir eine Wanderung zu den nahe bei Leipzig gelegenen Steinbrüchen in Beucha. Deren Granit war am Völkerschlachtdenkmal verbaut worden. Die Beute, die wir Schüler uns aus Beucha mitbrachten, bestand aus einer Ringelnatter von enormer Größe. Nach der anfänglichen Begeisterung stand die Frage, was wir mit dem Tier in der Stadt anfangen

sollen. Schließlich schafften wir sie in den Leipziger Zoo.

Mit Herrn Körnig diskutierten wir weltanschauliche Fragen. Er hat uns zweifellos im Sinne der neuen Gesellschaft erzogen, wobei er aus seinem realen Leben schöpfte. Ich erinnere mich, dass der Kampf der Algerier gegen die französische Kolonialherrschaft einer unserer Diskussionsschwerpunkte war. Besonders beeindruckt war ich von der algerischen Freiheitskämpferin Djamila Bouhired, die französische Militärtransporte in Algerien mit ihrem Körper blockieren wollte. Meine heutige Ehefrau, die von ihr ebenso begeistert war, benannte ihre Tochter Djamila nach ihr. Der Versuch der Blockade und die Reaktion der Franzosen darauf sowie die gesamte Unabhängigkeitsbewegung gegen den Kolonialismus waren in vielen DDR-Schulen Thema.

Ein weiteres wichtiges Ereignis in meiner Schulzeit war 1948 die Gründung der Pionierorganisation, die vier Jahre später den Namen »Ernst Thälmann« erhielt. Wir sollten möglichst alle der Pionierorganisation beitreten. Es gab heftige Diskussionen über das Für und Wider, die wohl überwiegend von den Überzeugungen in den Elternhäusern ausgelöst wurden. Letztlich traten wir aber alle bei. Doch leider wurde mit den Kindern nicht richtig gearbeitet, um sie für die Pionierarbeit zu begeistern. Als ich Herrn Körnig viele Jahre später wiedertraf, erzählte er mir, wie sehr er die Veränderungen bedauerte, die schon nach wenigen Jahren unter den nachfolgenden Schülergenerationen in der Haltung zur Schule eingetreten waren. Aus heutiger Sicht lässt sich dies wohl als ein erstes Zeichen für die einsetzenden Veränderungen im Denken und Fühlen vieler Bürger der DDR interpretieren.

In den ersten Schuljahren hatte ich mit einem speziellen Problem zu kämpfen: Es fiel mir schwer, die Schriftsprache zu erlernen. Dies war durch meine Linkshändigkeit und wie damit umgegangen wurde begründet. Damals wurde von Kindern gefordert, von der Linkshändigkeit auf die Rechtshändigkeit umzulernen, also das Schreiben mit der rechten Hand zu erlernen. Unter vielen Tränen schaffte ich es schließlich. Doch diese Maßnahme, davon bin ich überzeugt, wirkte sich nachteilig auf die

Entwicklung meiner motorischen Funktionen aus. Ich fühlte mich in der Verwendung meiner Hände oft unsicher. Merkwürdigerweise benutze ich bis heute die linke Hand für Arbeiten, die viel Kraft erfordern. Die rechte dient eher feinmotorischen Aufgaben. Meiner Meinung nach müsste es umgekehrt sein.

Besondere Freude machte mir in der Schule der riesige Schulgarten, den wir in den höheren Klassen zur Verfügung hatten. Das Interesse meiner Klassenkameraden dafür war gering, ich hingegen nutzte ihn umfassend für mich. Er diente mir als Ersatz, da es für mich im Sommer oft keine Urlaubsreisen gab. Nur zweimal verbrachte ich ein paar Ferientage im Hotel einer Tante in Bad Lausick – bei ihr gab es einen großen Garten und viele Tiere, darunter auch ein Kutschpferd. Und einmal machte ich mit vielen anderen Kindern Urlaub an der Ostsee. Ich erinnere mich aber nicht mehr daran, wer diese Reise organisiert hatte.

In den Nachkriegsjahren bestand das Hauptproblem in einer Großstadt wie Leipzig darin, die Ernährung zu sichern. Allein mit den Zuteilungen durch die sogenannten Lebensmittelkarten konnte man sich nicht ausreichend versorgen. Jeder Bürger bekam diese Karten, die festlegten, wie viel man pro Monat von den wesentlichen Lebensmitteln wie Fleisch, Fett und Zucker kaufen konnte. Als Schüler wurden mir in der Familie zeitweilig vier Scheiben Brot als Tagesration zugebilligt. Oft gab mir die Großmutter etwas von ihrer Ration ab. Einmal hatte meine Mutter irgendwie eine Banane aufgetrieben. Sie wurde mir überlassen. Die ganze Familie wohnte dem Verzehr bei, aber mir bedeutete dieser ungewöhnliche Genuss nur wenig. Meine Großmutter erhielt zudem das sogenannte Care-Paket. Sie glaubte, dass sie in den Genuss dieses Paketes kam, weil sie entfernte Verwandte in den USA hatte. Den tatsächlichen Grund kenne ich jedoch nicht. Ich denke, bei der Verteilung handelte es sich um eine politische Aktion der Amerikaner. Das Paket enthielt vor allem Bohnenkaffee, über den sich meine Großmutter besonders freute. Der Kaffeesatz wurde jeweils noch zweimal aufgekocht.

Für einen Heranwachsenden mit großer körperlicher Aktivität reichte das verfügbare Essen jedenfalls nicht aus. Ich musste mir zusätzliche Nahrungsquellen erschließen. Alles was Felder, Gärten und Wälder hergaben, war geeignet. Das meiste davon füllte zwar kurzzeitig den Magen, reichte aber nicht aus, um den Energiebedarf zu decken. Außerdem war ich bei dieser Art der Nahrungsbeschaffung von den Jahreszeiten abhängig, denn es war nur in wenigen Wochen im Jahr möglich, Ähren zu lesen, Pilze zu sammeln oder Kartoffeln zu stoppeln. Allerdings war die Nachlese nach der Kartoffelernte für die Ernährung äußerst hilfreich. Kohlrüben konnte ich irgendwann nicht mehr sehen. Obst erntete ich an zahlreichen Obstbäumen am Straßenrand.

Die über uns wohnende Familie verarbeitete in ihrer wesentlich größeren Wohnung Zuckerrüben zu Sirup. Für uns Kinder war das ein großes Erlebnis. Heute würden die meisten Menschen diese Arbeit in der Wohnung als unhygienisch ansehen. Was heute hingegen als nützlich erachtet wird, ist die Ausnutzung diverser Pflanzenarten als Nahrungsmittel. Wir taten das damals nicht, weil wir auf eine biologisch wertvolle Ernährung achten wollten, sondern aus der Not heraus. So kochte meine Mutter Spinat nicht nur aus der dafür vorgesehenen Gemüsepflanze, sondern auch aus allen möglichen anderen grünen Blättern. Damals leistete ich gegen dieses Essen oft Widerstand.

Da die Lebensmittelkarten nicht immer ausreichten, die Ernährung zu sichern, musste Brot manchmal auf dem schwarzen Markt gekauft werden. Ich erinnere mich, dass dort für ein Brot 300 Mark bezahlt werden mussten. Das war für meine Familie nicht oft erschwinglich. Um sich zu versorgen, gingen die Städter auf Hamstertouren zu den Bauern ins Umland. Dort tauschten viele von ihnen Wertgegenstände gegen Nahrungsmittel ein. Als die Bauern schließlich keinen Bedarf mehr an den zahlreichen Angeboten der Städter hatten, mussten diese ihre Touren auf immer weitere Strecken ausdehnen. Meine Familie konnte sich an derlei Handel nicht beteiligen, da wir über keine Wertsachen verfügten.

Der Hunger war also in meiner Schulzeit mein ständiger Begleiter. Ich

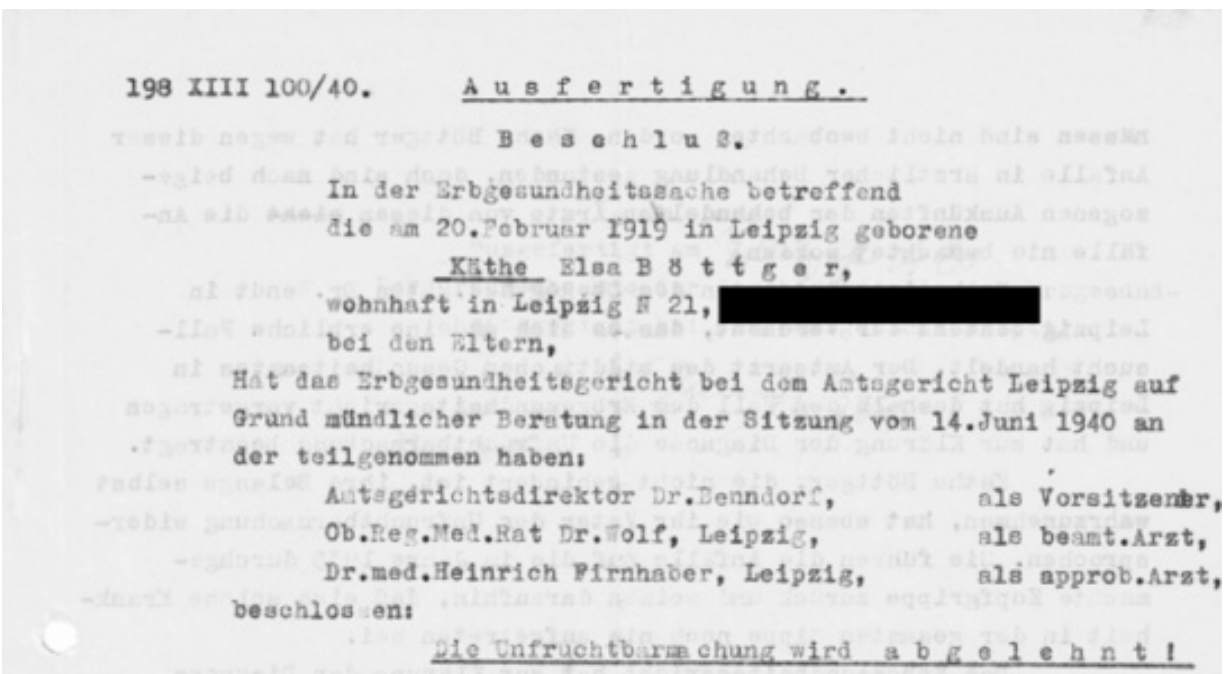
musste frühzeitig Eigeninitiative entwickeln. Für kleine Dienstleistungen erwirtschaftete ich so manche Zuwendung. Unser Hausbesitzer, der in der ersten Etage wohnte, ließ sich zum Beispiel von mir jeden Freitag einen Krug Bier aus der nahe gelegenen Gaststätte holen. Dafür bekam ich 50 Pfennig. Das hinderte ihn aber nicht daran, uns Kinder wegen Lärmbelästigung im Treppenhaus kräftig an den Haaren zu ziehen. Von zwei Klassenkameraden erhielt ich ebenfalls Hilfe gegen den Hunger. Der Sohn eines Bäckers verschenkte Backwaren, die nicht verkauft werden konnten an uns Mitschüler. Besonders die nach der Weihnachtszeit übriggebliebenen Pfefferkuchenhäuschen waren bei uns begehrt. Ein anderer Mitschüler hatte wohlhabende Eltern und nahm mich zum Essen öfter mit zu sich nach Hause.

Trotz aller Bemühungen litt ich am Ende der Schulzeit an starkem Untergewicht. Dennoch wählte ich einen Beruf, der schwere körperliche Arbeit mit sich brachte: Ich wurde Forstfacharbeiter (Holzfäller). Um diese schwere Arbeit auszuführen, müssen bestimmte körperliche Voraussetzungen gegeben sein. Ich konnte die Lehre dennoch antreten.

Nicht nur der Hunger auch die Kälte in unserer Wohnung war eine stete Begleiterin in den Nachkriegsjahren. In der Küche gab es zwar einen großen Küchenofen, wegen des Mangels an Heizmaterial konnte er jedoch nur selten benutzt werden. An seiner rechten Seite war ein Gasherd angebaut, auf dem wir kochten. Ich glaube, man nannte diese Kombination Küchenmaschine. Im Wohnzimmer stand ein sogenannter Berliner Ofen, heute würde man eher den Ausdruck Kaminofen wählen. Dessen gemütliche Wärme war sehr angenehm. Um ihn befeuern zu können, sammelte ich mit meinen Freunden an den nahe gelegenen Gleisanlagen der Reichsbahn Braunkohlenbriketts. Die Arbeiter, die die Kohlewaggons entluden, hatten manchmal Mitleid mit uns und stellten mit den Füßen Nachschub für uns bereit. In einem Jahr habe ich auf diese Weise zwölf Zentner Briketts nach Hause gebracht. Dieser Diebstahl darf heute als verjährt angesehen werden.

Mein Großvater war im Alter ein wortkarger Mann und eine Unterhaltung mit ihm kaum möglich. Vielleicht lag es an seinem Beruf. Er war Chemiegraph und kolorierte schwarz-weiß Fotografien mithilfe hauchdünner Pinsel und Farbe. Was er in seiner Arbeitszeit noch tat, erinnere ich nicht. Für die Kolorierung eines Fotos waren viele Stunden Arbeit notwendig. Er bemalte sogar am Wochenende die eigenen Fotos. Dabei bewunderte ich seine Ausdauer. Wenn er am Abend von der Arbeit nach Hause kam, atmeten seine Sachen alles aus, was chemische Prozesse an Gerüchen erzeugen können. Der Geruch war durchaus unangenehm. Da er hin und wieder seine Pausenbrote zurückbrachte, erhielt ich eine weitere, wenn auch nicht unbedingt appetitliche Zusatzration.

Neben seiner Ausdauer beim Kolorieren galt meine Bewunderung dem Verhalten meines Großvaters im Krieg. Er hatte regelmäßig die BBC aus London gehört, obwohl darauf Strafen standen. Er musste das Radio deshalb stets ganz leise stellen, und wir mussten uns ruhig verhalten. Diese Angewohnheit setzte er auch nach dem Krieg fort. Leider hat er nie mit mir über seine politischen Ansichten gesprochen. Für mich war er ein Sympathisant der Sozialdemokratie. Politische Aktivitäten konnte ich bei ihm allerdings nicht feststellen.



Gegen diesen Beschluss kann binnen einer Koffrist von 14 Tagen nach der Zustellung schriftlich oder zur Niederschrift der Geschäftsstelle des Erbgesundheitsgericht oder des Erbgesundheitsobergerichts Beschwerde eingelegt werden.

G r u n d e.

Käthe Böttger, die sich geistig und körperlich normal entwickelte und die Schule ohne Schwierigkeiten zu haben glatt durchlief, lernte als Verkäuferin und war auch als solche berufstätig. Seit dem Auftreten von Anfallszuständen 1935 übt sie ihren Beruf nicht mehr aus und hält sich zu Hause bei den Eltern auf. Im März oder April 1935 hatte sie einen Unfall mit dem Motorrad. Nach ihren Angaben war sie kurze Zeit bewusstlos, ist aber am nächsten Tage ihrer Berufstätigkeit wieder nachgegangen. Im Juli und Dezember 1935 hat sie angeblich an einer Kopfgrippe gelitten mit starken Kopfschmerzen und hohem Fieber. Nähere Angaben über diese Erkrankung konnten nicht gemacht werden, der behandelte Arzt ist inzwischen verstorben. Seitdem leidet sie an Anfällen, die sich nach ihren und den Angaben ihrer Angehörigen generalisierte Anfälle darstellen. Nach kurzer Aura mit vasomotorischen Erscheinungen (Blässe) und leichter depressiver Verstimmung setzte der eigentliche Anfall plötzlich mit den ersten Krampfsymptomen (verdrehen des Kopfes und der Augen) und Bewusstlosigkeit ein. Sie stürzt zu Boden und hat sich auch Verletzungen zugezogen. Dem dann hinzukommenden generalisierten klonischen Krampf folgt ein kurz andauernder Zustand leichter Benommenheit, sodann Müdigkeit, Kopfschmerzen und Gliederschmerzen. Zugewandte und Ein-

Zuzustellen:
Fräulein Käthe Böttger,
Leipzig N.21,

müssen sind nicht beobachtet worden. Käthe Böttger hat wegen dieser Anfälle in ärztlicher Behandlung gestanden, doch sind nach beigezogenen Auskünften der behandelten Ärzte von diesen nicht die Anfälle nie beobachtet worden.

Nach einem Gutachten des Ob.Reg.Med.Rates Dr. Wendt in Leipzig besteht der Verdacht, das es sich um eine erbliche Fallsucht handelt. Der Amtsarzt des städtischen Gesundheitsamtes in Leipzig hat deshalb den Fall dem Erbgesundheitsgericht vorgetragen und hat zur Klärung der Diagnose die Unfruchtbarmachung beantragt.

Käthe Böttger, die nicht gehindert ist, ihre Belange selbst wahrzunehmen, hat ebenso wie ihr Vater der Unfruchtbarmachung widersprochen. Sie führen die Anfälle auf die im Jahre 1935 durchgemachte Kopfgrippe zurück und weisen daraufhin, daß eine solche Krankheit in der gesamten Familie noch nie aufgetreten sei.

Das Erbgesundheitsgericht hat zur Klärung der Diagnose Käthe Böttger nochmals durch einen Arzt der Universitätsnervenklinik in Leipzig untersuchen lassen und hat sie ~~gleich~~ zur Beobachtung in die Klinik eingewiesen. Während der dortigen Beobachtungszeit (3.-11.5.1940) wurden Anfälle oder Absenzen nicht beobachtet. Auch epileptische Wesensveränderungen oder Charakterveränderungen konnten nicht festgestellt werden. Das aufgenommene Enzephalogramm ergab Veränderungen des Gehirnes deren Ätiologie nicht eindeutig festgestellt werden konnte. Abschließend kommen die Gutachter der Klinik, Oberarzt Dr. Wagner und Assistenzärztin Dr. Kessler zu dem Ergebnis, daß nach der Beschreibung der Anfälle an dem Vorhandensein echter epileptischer Anfälle kein Zweifel bestehen könne, daß aber trotz des Fehlens krankhafter neurologischer Symptome bei dem erhobenen enzephalographischen Befunde, der auf pathologische Hirnverhältnisse hindeutet, die Annahme einer genuinen Epilepsie nicht gerechtfertigt sei. Das Erbgesundheitsgericht schließt sich diesen Ausführungen an. Bei dem enzephalographisch nachgewiesenen Hirnverletzungsänderung, bei dem man ursächlich an den erwähnten Unfall oder die angebliche Gehirnentzündung aus dem Jahre 1935 denken kann, muß davon ausgegangen werden, daß für die Anfälle äußere Ursachen verantwortlich zu machen sind. Dem Zude ist nichts über eine gleichsinnige erbliche Belastung bekannt geworden. Das Vorliegen auf einer erblicher Basis ruhenden Fallsucht kann deshalb nicht anerkannt werden und war deshalb die beantragte Unfruchtbarmachung abzulehnen.

Dr. Benndorf, zugleich Dr. Firnhaber.
für den durch Abwesenheit von Leipzig
an der Unterschrift verhinderten Dr. Wolf.

Gutachten des Erbgesundheitsgerichtes Leipzig

Auch meine Mutter war bis weit in die Nachkriegszeit unpolitisch. In der Zeit des Nationalsozialismus bekam sie jedoch beinahe Probleme wegen ihres Gesundheitszustandes. Sie litt an einer Grand mal Epilepsie. Ihre epileptischen Anfälle erlebte ich als Kind mit. Wegen ihrer Intensität beschäftigten sie die ganze Familie. Sie waren zwar nicht häufig, dafür aber sehr heftig. Über ihren Gesundheitszustand wurde ein Erbgutachten angeordnet. Meine Mutter wurde untersucht, wobei sich herausstellte, dass sich die Epilepsie als Folgekrankheit nach einem Hirntrauma entwickelt hatte, das sie bei einem Motorradunfall erlitt. Damit entging sie der

faschistischen Euthanasie. Bei einem erblichen Leiden wäre mindestens eine Zwangssterilisierung angeordnet oder sie gar als lebensunwert eingestuft worden. Eine sachgerechte medikamentöse Behandlung gab es damals nicht. Im Erbgutachten heißt es unter anderem: Es »ist nichts über eine gleichsinnige erbliche Belastung bekannt geworden. Das Vorliegen einer auf erblicher Basis ruhenden Fallsucht kann deshalb nicht anerkannt werden und deshalb war die beantragte Unfruchtbarmachung abzulehnen.«

Jeden Sonntag pflegte unsere Familie das Ritual, gemeinsam klassische Musik auf unserem Grammophon zu hören. Das dauerte mindestens eine Stunde. Alle Familienmitglieder hatten teilzunehmen oder mussten sich in dieser Zeit wenigstens still verhalten. Für mich war es eine Tortur, weil mir das Stillsitzen schwerfiel und meine Neigung für klassische Musik damals sehr begrenzt war. Dennoch besuchte ich sogar einige Male den Geigenunterricht, aber ohne kontinuierliche Anleitung meisterte ich das Spielen des Instrumentes nicht und gab schließlich auf. Auf ihre Art haben mich diese musikalischen Erfahrungen in der Kindheit jedoch positiv beeinflusst und mir später den Zugang zur klassischen Musik erleichtert.

Eine religiöse Bindung hatte niemand in der Familie. Trotzdem entschied ich mich – unser Jahrgang war der erste, der zwischen Konfirmation und Jugendweihe wählen konnte – für die Konfirmation. Denn fast alle meine Freunde wurden konfirmiert. Ich folgte ihnen, und so wurden mir einige Grundlagen der christlichen Religion vermittelt. Doch der Konfirmationsunterricht in der Kirche wurde von häufigen Stromausfällen und erheblichen disziplinarischen Mängeln der Teilnehmer unterbrochen. Es tut mir noch heute leid, dass wir den Pfarrer mit unserer Disziplinlosigkeit verärgert haben. Zur Konfirmationsfeier erhielt ich dann einen Anzug, dessen Stoff anscheinend einen großen Holzanteil besaß und der deshalb so sehr auf der Haut kratzte, dass ich ihn nur zu dieser einmaligen Gelegenheit trug.

Im Grunde hatte ich mich auch für die Konfirmation entschieden, weil ich hoffte, dass sie zu materiellen Zuwendungen führen würde, wie es die älteren Jahrgänge zu berichten wussten. Und tatsächlich konnte ich